

Erst Land, dann Stadt und schließlich Europa?

Translokale Existenzsicherung in Subsahara-Afrika und interkontinentale Migration

VON THEO RAUCH

Lange Zeit wurde Migration von Seiten der Entwicklungspolitik als zu bekämpfendes Problem wahrgenommen. Verbesserte Existenzmöglichkeiten in den ländlichen Herkunftsregionen zu schaffen galt als probates Mittel um „Landflucht“ zu verringern. Heute ist das Pendel der migrationspolitischen Debatte zum an-

unfreiwilliger und perspektivloser Migration zeugen, verbunden mit menschlichem Leid für Migrant*innen, Zurückgebliebene, manchmal auch für Menschen in den Zielregionen, als auch von Fällen geglückter Migration zugunsten aller Beteiligten. Nicht selten schafft sie positive Dynamiken in den Zielregionen und Stagnation in den Herkunftsregionen. Es kommt also darauf an. Eine empirische Herangehensweise ist geboten.

Dieser Beitrag befasst sich deshalb mit Migrationsprozessen in Subsahara-Afrika, mit deren Ursachen und deren Wirkungen. Der Fokus liegt dabei auf Binnenmigration, wobei zu zeigen sein wird, dass nur deren Verständnis eine realistische Einschätzung der Neigung von Afrikaner*innen zu interkontinentaler Migration nach Europa ermöglicht. Die Betrachtung konzentriert sich auf ökonomisch bedingte Arbeitsmigration, wenngleich diese nicht immer leicht von anderen Migrationsmotiven zu trennen ist.

Abwanderung in die Städte oder Translokalität?

Es ist nicht leicht, den Umfang von Migrationsströmen empirisch zu erfassen. Die offiziellen Statistiken, die wir als Grundlage unserer Realitätswahrnehmung verwenden, basieren auf Volkszählungen, die zeitliche Vergleiche des Anteils der Stadtbevölkerung ermöglichen.

Diesem zufolge vollzieht sich in Afrika ein dramatischer Verstädterungsprozess. Der Anteil der Städter*innen stieg zwischen 1965 und 2015 von 16 auf 40 Prozent.

Das Wachstum der Städte wird meist als Abwanderung vom Land in die Stadt interpretiert. Bei genauerer Betrachtung, d.h. Untersuchungen auf lokaler Ebene, zeigt sich, dass sich hinter den Bevölkerungsstatistiken ein etwas andersartiger Prozess verbirgt: Jener der Translokalität (Siehe Kasten Seite 5). Demnach handelt es sich bei der Verstädterung überwiegend nicht um eine Abwanderung in die Städte, sondern um eine temporäre Suche nach städtischen Zusatzeinkommen für die familiäre Lebenssicherung. So pflegen etwa 70% der Städter*innen noch enge soziale und wirt-



Die meisten Städter im subsaharischen Afrika halten den Kontakt zum Dorf – viele gehen im hohen Alter wieder dorthin zurück.

Foto: Michael Franke/
afrika-erleben.de

deren Extrem ausgeschlagen. Der Mainstream der Migrationsforscher*innen neigt dazu, Migration nicht nur als normalen historischen Prozess und Teil individueller Freiheit, sondern als segensreich für die Herkunfts- und Zielregionen, wie auch für die Migrant*innen selbst zu sehen.

Weder Abwehr noch Verklärung der Migration sind angesagt

Aus empirischer Sicht ist vor solchen Festlegungen zu warnen. Zum einen, weil wir Menschen kennen, die eher zur Sesshaftigkeit neigen und solche, die es in die Fremde drängt. Zum anderen, weil Forschungsergebnisse wie auch Romanliteratur sowohl von Fällen

schaftliche Beziehungen mit ihren ländlichen Herkunftsfamilien und bewahren die Rückkehrperspektive etwa durch Aufrechterhaltung ihrer Landnutzungsrechte.

Umgekehrt haben ca. 50 % der ländlichen Familien Mitglieder, die in den Städten ihren Lebensunterhalt suchen und im Erfolgsfall zum Familieneinkommen beitragen. Meist ist nämlich das städtische Einkommen zu unsicher, um voll auf eine städtische Existenz zu bauen. Diese Realität der Translokalisierung spiegelt sich auch in den Makro-Statistiken wider: Demnach war z. B. in Sambia Verstädterung kein stetiger Prozess. Vielmehr folgte einem Anstieg des Anteils der Stadtbevölkerung in den Jahrzehnten nach der Unabhängigkeit infolge einer Boomphase des Kupferpreises und der davon abhängigen städtischen Ökonomie ein Rückgang des Verstädterungsgrades in der 1980er und 90er Jahren als Folge der Kupfer- und Verschuldungskrise, die die städtischen Erwerbszweige stärker traf als die Landwirtschaft. Die translokal aufgestellten Familien verlagerten folglich ihre Arbeitskraft wieder in die Agrarproduktion. Städtische Taxifahrer entschieden zu jener Zeit: „Wir kaufen kein Maismehl mehr. Zu teuer! Wir bauen unsern Mais wieder selber an. Lohnt sich nun!“ Deren Frauen gingen mitsamt Kindern zurück ins Heimatdorf und nahmen dort ihre Landnutzungsrechte in Anspruch.

Der überwiegende Teil der Wanderungsbewegungen ist temporär. Manchmal saisonal, manchmal im Rhythmus von Lebensphasen. Für viele unverheiratete junge Männer war und ist es üblich, erst einmal einige Jahre außerhalb des Dorfes Geld zu verdienen, um dann mit dem Ersparten den Brautpreis zu zahlen und einen eigenen Hausstand zu gründen. Einige haben Erfolg und bleiben für immer weg, andere benötigen zehn Jahre oder länger, bis sie die benötigten Mittel für eine erfolgreiche Rückkehr angespart haben. Nicht wenige kommen mit leeren Händen zurück.

Wirtschaftswachstum ohne neue Jobs erzwingt translokale Existenzsicherung

Ihren Ursprung hat Translokalisierung in der Kolonialzeit. Durch monetäre Steuern zwang die Kolonialverwaltung die kleinbäuerlichen Familien Arbeitskräfte für die koloniale Ökonomie (Bergbau, Plantagen, städtische Dienstleistungen) zur Verfügung zu stellen. Inzwischen ist die Monetarisierung auch in den meisten ländlichen Regionen Afrikas weit fortgeschritten. Die Einkommen aus der Landwirtschaft reichen aber für die Mehrzahl der kleinbäuerlichen Familien nicht zur Existenzsicherung. Sie sind zu niedrig oder zu unsicher, oft beides. Aber auch die städtischen Einkommen sind zumindest für ungelernete Arbeitskräfte zu prekär, um eine familiäre Existenz darauf aufzubauen.

Denn das Wirtschaftswachstum in Afrika ist in der Regel „job-less“: Der globale Wettbewerb sorgt dafür, dass durch Importkonkurrenz und Rationalisierung etwa ebenso viel Arbeitsmöglichkeiten vernichtet werden wie die Mehrproduktion an neuen Jobs schafft. Für 15 Millionen jährlich zusätzlich ins Erwerbsalter kommende Menschen gibt es ca. 2 Millionen neue Arbeitsplätze.

Die Menschen sind also zu einem fortwährenden Spagat zwischen ländlichen und städtischen Erwerbsquellen – und damit zur Migration zwischen beiden – gezwungen. Daneben gibt es auch besser gestellte ländliche Familien, die nicht infolge von Existenznot abwandern, sondern die nach attraktiveren Perspektiven suchen und dafür gute Voraussetzungen mitbringen. Für die Mehrzahl ist Translokalisierung aber eine Strategie zur Minimierung ökonomischer Risiken durch regionale Diversifizierung der wirtschaftlichen Aktivitäten. Man kann das zurecht als geniale Strategie zur Erhöhung der Resilienz (Widerstandskraft) bewundern. Man sollte dabei aber nicht übersehen, dass es oft eine von Verzweiflung getriebene Strategie ist. Inwieweit es eine erfolgreiche Strategie ist, hängt von den Wirkungen ab.

Vielschichtige Auswirkungen

Weitgehende Einigkeit besteht darin, dass Migration positive und negative Effekte haben kann. Einkommenstransfers der Migrierten sowie eine mögliche Entlastung vom Bevölkerungsdruck sind für die Herkunftsregionen unbestritten förderlich. Dem stehen der Verlust der innovativsten, für wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen benötigten Akteure sowie partielle Arbeitskräftengpässe bei der nötigen Intensivierung der Landwirtschaft gegenüber.

In den Zielregionen können Zuwanderer einen Arbeitskräftemangel beheben und innovative wirtschaftliche und kulturelle Impulse auslösen; sie können aber auch mit einheimischen Bevölkerungsgruppen in Konkurrenz um knappe Arbeitsplätze und Ressourcen

Translokale Existenzsicherung – zirkuläre Migrationsprozesse

Translokale Haushaltsführung ist eine Methode der Existenzsicherung verwundbarer Haushalte. Durch die Aufstellung des Haushaltes an verschiedenen Standorten, meist im Dorf und in der Stadt, werden Risiken minimiert. Die im Dorf verbliebenen Familienmitglieder führen die Landwirtschaft fort, jüngere erwachsene Familienmitglieder gehen in der Stadt einer bezahlten Lohnarbeit oder informellen Aktivität nach. So können Ernteaufschläge auf dem Land oder Lohnaufschläge in der Stadt aufgefangen werden. Die Haushaltsstandorte sind zudem über die saisonale Migration von Erwachsenen und Kindern verbunden. Diese pendeln in Abhängigkeit vom Arbeitskräfte- oder Pflegebedarf im Netzwerk oder von Ausbildungs- und Lebenszyklen zwischen den verschiedenen Haushaltsstandorten.

Die Redaktion. Siehe auch Malte Steinbrink/Hannah Nidenführ „Afrika in Bewegung“. Ausführliche Besprechung auf Seite 44 dieses Heftes.



In Sambia haben viele translokal aufgestellte Familien ihre Arbeitskraft wieder in die Agrarproduktion verlagert. Foto: Maria Tekülve

Krise der Landwirtschaft und Städtewachstum ohne Jobs

Das Ausmaß der Translokalisierung der Existenzsicherung hat sowohl mit der Krise der Landwirtschaft als auch mit der besonderen Art der Urbanisierung zu tun: Das rasante Städtewachstum in Afrika ist im Gegensatz zum Europa des 19. Jahrhunderts nicht mit Industrialisierung und großer Nachfrage nach Arbeitskraft verbunden.

Haushalte, deren Existenz auf dem Land unsicher geworden ist, ziehen daher auch nicht komplett in die Stadt, um dort sesshaft zu werden. Meist „schicken“ sie nur einzelne Familienmitglieder – und die finden oft nur prekäre Jobs. Weil die städtische Existenz somit unsicher ist, halten die Migrantinnen die Kontakte zum Herkunftsdorf. Die translokale Haushaltsführung wird so auf Dauer gestellt. Die Redaktion. Siehe auch Malte Steinbrink/Hannah Niedenführ „Afrika in Bewegung“. Ausführliche Besprechung auf Seite 44 dieses Heftes.

treten oder Ängste vor Veränderungen soziokultureller Milieus auslösen – nicht selten verbunden mit Konflikten. Die Migrierenden selbst erfreuen sich im Erfolgsfall einer Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und -perspektiven. Sie leiden aber oft auch unter der Trennung von ihrer Familie und ihrem vertrauten Milieu. Nicht erfolgreiche Migration mündet oft in sozialen Katastrophen wie Kriminalität, Prostitution und Stigmatisierung. Für all diese weltweit bekannten Wirkungen gibt es auch in afrikanischen Zu- und Abwanderungsregionen empirische Belege.

Hinsichtlich der Wirkungen translokaler Lebenshaltungssysteme zeichnet sich ein verbreitetes Muster ab: Migration ist zum unverzichtbaren Mittel für eine Reduzierung der Verwundbarkeit geworden. Sie hat sich aber nur in Ausnahmefällen als Sprungbrett zum wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg, zum Aufbau einer gesicherten bäuerlichen oder städtischen Existenz erwiesen. Die Geldüberweisungen werden überwiegend für konsumptive Zwecke verwendet: Finanzierung von Hochzeits- und Beerdigungsfeiern, Gebrauchsgüter wie Fahrrad, TV, Haushaltsausstattung. Die zurückgebrachten Ersparnisse dienen oft dem Bau eines solideren Hauses mitsamt verbesserter Ausstattung. Für lohnende produktive Investitionen fehlen oft die attraktiven ökonomischen Möglichkeiten. Es bleibt meist bei einer Stabilisierung der Existenzbasis auf prekärem Niveau mit anhaltendem Zwang zur Translokalisierung.

Von der Binnen- zur interkontinentalen Migration

Die Reichweite der Migration innerhalb translokaler Systeme korrespondiert mit dem Wohlstandsniveau der Migrant*innen. Die Ärmsten und die mit dem niedrigsten Bildungsniveau suchen Jobs als Landarbeiter innerhalb der ländlichen Regionen. In den Städten landen die etwas weniger Armen, etwas besser Gebildeten und über Netzwerke in Städten Verfügenden. Grenzüberschreitende Migration ist mit höheren Kosten verbunden und setzt höhere Qualifikation voraus, ist also meist bessergestellten ländlichen Haushalten vorbehalten. Die Wanderung nach Europa erfordert substanzielle Ersparnisse von mehreren tausend Euro, die sich nur wohlhabendere Familien leisten können oder die man sich auf dem langen Weg einer stufenweisen Migration erst verdienen muss. Diejenigen, die es nach Europa schaffen, kommen also nicht aus ärmeren dörflichen Haushalten.

Dennoch sind diese Wanderungen Resultat eines von der Armut in ländlichen Regionen und begrenzten Möglichkeiten in den städtischen Zentren ausgehenden Migrationsdrucks: Je mehr Menschen nach begrenzten Erwerbsmöglichkeiten außerhalb ihrer Herkunftsregionen suchen, umso mehr sehen sich jene, für die es dort zu eng wird, gezwungen weiterzuwandern. Der Druck, aber auch die Kapazitäten hin zu ferneren Migrationszielen wachsen.



Der schnelle Geldtransfer – wichtig für mobile Lebensformen. Foto: Monito, www.monito.com

Gleichzeitig verfügen Afrikaner*innen aufgrund ihrer translokalen Lebenshaltungssysteme über eine etablierte Migrationskultur mit entsprechender Migrationserfahrung und -bereitschaft. Es ist deshalb nicht unrealistisch anzunehmen, dass im Falle einer Senkung der Migrationskosten und -risiken die Zahl derer, die nach Europa kommen wollen, deutlich zunehmen wird. Die EU und die afrikanischen Regierungen müssen sich also um eine humane und für alle Seiten gesellschaftlich verträgliche Regulierung dieses Migrationsbedarfs bemühen.

Entwicklungs- und migrationspolitische Konsequenzen

Bekämpfung von Migrationsursachen im Sinn einer Verbesserung der Existenzchancen in den Herkunftsregionen ist auch im Interesse der Migrant*innen und ihrer Familien nötig, weil eine durch Existenznot erzwungene Abwanderung inhuman ist und weil die Erfolgsperspektiven solcher Migration begrenzt sind.

Entwicklungspolitik aber kann diesem Ziel nur näherkommen, wenn sie konsequent auf die Erhaltung und Schaffung von Beschäftigungsmöglichkeiten hin ausgerichtet wird und durch eine gleichermaßen beschäftigungsfördernde Handels-, Investitions- und

Landrechtspolitik sowie durch eine ressourcenerhaltende Umwelt- und Klimapolitik ergänzt wird. Da aber die Durchsetzung und Wirksamkeit der dafür erforderlichen Umsteuerung der globalen Handels- und Umweltpolitiken auch bei entsprechendem politischen Willen längere Zeiträume benötigen, sind kurzfristig eine finanzielle Unterstützung öffentlicher beschäftigungsintensiver Infrastrukturmaßnahmen in armen Ländern sowie die Eröffnung von sicheren und geregelten Zugangsmöglichkeiten zu europäischen Arbeitsmärkten auch für ungelernete Arbeitskräfte, etwa durch zwischenstaatlich geregelte Zeitarbeitsverträge, vonnöten. Wer ein Mittelmeer ohne Leichen haben will, muss also darauf verzichten, Afrikaner*innen mit Waren zu überhäufen, die diese besser selbst produzieren können. Kurzfristig muss er zudem legale Zugangswege schaffen.

Theo Rauch ist Wirtschafts- und Sozialgeograph, Hochschullehrer und freiberuflicher Gutachter zu Entwicklungspolitik. Er forscht seit Jahren zur ländlichen Entwicklung in Afrika und ist seit 2019 Mitglied im Programmausschuss der ASW.